

sehr freundschaftlich über alles und jedes, bloß nicht über den Grund, der ihn zu mir geführt hatte, dann kam er auf längeren Umwegen, graziös und weitschweifig auf den Gegenstand des Honorars zu sprechen und setzte die Unterrichtsstunde auf zehn Uhr morgens fest. Letzteres war, wie ich bald erfuhr, eine bloße Formalität, eine Konzession an die westlichen Begriffe von einer metaphysischen Totalität, die Zeit genannt wird.

An den ersten drei Tagen erschien Mr. Tze relativ pünktlich. Es waren die letzten. Dann brach die Natur sich Bahn, und Mr. Tze begann um 10.17, oder 10.29, oder 10.46 Uhr — ganz wie der Geist ihn trieb.

Als ich leise meinen Unwillen und damit meinen Mangel an Erziehung verriet, entschädigte mich Mr. Tze in einer untadelig logischen Art und Weise. War er ein paar Tage eine halbe bis ganze Stunde zu spät gekommen, so stellte er nun das Gleichgewicht wieder her, indem er an einem darauffolgenden Tage um eine Stunde zu früh kam und mich aus dem Schlafe weckte. Als er nun aber, immer bemüht, mein Lob zu ernten, bemerkte, daß ich auch das nicht zu schätzen schien, kam er ohne Zweifel zu demselben Schluß wie mein Boy Nr. 1: Ausländer wissen eben nicht, was sie wollen, man darf es ihnen nicht verübeln.

Unterdessen machte unsere Freundschaft Fortschritte. Mr. Tze war ein guter Erzähler, angefüllt mit gesalzener Geschichten aus dem heiteren Gesellschaftsleben der Großstadt. Nicht ohne Grund hat Schanghai den etwas übertriebenen Namen „Paris des Ostens“. Augenscheinlich machte es Mr. Tze mehr Spaß, die Stunde mit glorreichen Geschichten von chinesischen Don Juans und von Teemädchen, genannt „Zarte Pfirsichblüte“, hinzubringen, als mit der Erklärung der verschiedenen chinesischen Dialekte. Auch mir gefiel das besser, als mir lauter einsilbige Wörter einhämmern zu lassen, die sämtlich ganz gleich klangen und jedes etwas anderes bedeuteten. Jede Stunde fing im Geiste einer zweck-

vollen Bemühung an, mit Grammatik und Lesebuch. Und jede Stunde verlief in angeregtem Gespräch über chinesische Politik, chinesische Sitten, chinesische Sagen, überhaupt über alles Chinesische, ausgenommen das für die Stunde festgesetzte Lernpensum. Mr. Tze hatte ein feines Gefühl für den Zeitpunkt, wenn der Versuch, Unbegreifliches begreifbar zu machen, mich zu ermüden begann und ich Zerstreuung brauchte. Sein erstes Prinzip war, seinem Schüler zu gefallen, nicht ihm etwas beizubringen. Ob er was lernt oder nicht, ist unwichtig. Und im Grunde erwartet kein Chinese, daß ein Ausländer jemals überhaupt die Sprache lernt, und damit hat er gewöhnlich recht. Dieses oberste Prinzip befolgte Mr. Tze bis zur Meisterschaft. Pünktlich jeden Morgen um zehn, das Buch in der Hand, erwartete ich ihn. Nach einer viertel bis halben Stunde hörte man den weichen Schritt seiner Filzschuhe, maßvoll, ohne Eile, ein anmutiges Klopfergeräusch an der Tür, und darauf folgte ein Austausch von Verbeugungen und Höflichkeitsphrasen. Dann rasch einige Rezitationen, eifrig wie Männer, die eine Sache ernst in die Hand nehmen, Satz nach Satz auf Chinesisch, stumpfsinnig verlesen, für mich ebenso unverständlich wie die englische Uebersetzung für ihn. Dann kam von meiner Seite das ungeduldige und unvermeidliche „Warum heißt das so?“ und von ihm die sanfte Versicherung, daß es dafür keinen Grund gäbe. Ich hatte die erste chinesische Lektion noch nicht erfaßt, die besagt, daß man nicht nach dem Warum fragt, sondern auswendig lernt und seufzt, weil es eben keine Regel oder Logik oder sonst etwas dabei gibt. Aber diese immer wiederholte Versicherung seinerseits rief meinen Widerspruch hervor, und nun wußte Mr. Tze, daß der Augenblick taktvoller Rücksichtnahme gekommen war. Er griff dann zu seiner einzigen Waffe, indem er nämlich freundlichere Wege der Unterhaltung einschlug, die zu amüsanteren Gefilden führten. Dann sank er zufrieden in seinen Stuhl zurück, fächelte